

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Evangelisches Kirchen- und Volksblatt. 1877-1919 1871

17 (23.4.1871)

Kirchen- und Volksblatt

für das

Großherzogthum Baden.

Wöchentlich einen halben Bogen.
Durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu bestellen.
Inserate: die gespaltene Petit-
zeile 3 fr. = 1 Sgr.

Preis halbjährlich 1 Gu. lden
ohne Postzuschlag. Im Buchhande
halbjährlich 1 fl. 15 fr. = 25 Sgr.
Preis einer Nr. 3 fr.

N. 17.

Sonntag, den 23. April

1871.

Inhalt: Heilsame Lehren. — Correspondenzen. — Kirchliche Nachrichten (München. — Basel. — Berlin. — Paris). — Unter Gottes Schutz. — Aus der Bücherwelt. — Anzeigen.

Heilsame Lehren.

II.

Ein anderes Objenbild unserer Zeit, das so furchtbar gerichtet worden ist, ist die Majoritätenherrschaft. Alles Heil sogar in der Kirche wurde von diesem Grundsatz erwartet und er hat etwas Bestehendes zumal in der individualistischen Geistesrichtung unseres Geschlechts. Eine gewisse Wahrheit und Berechtigung liegt auch in der Anwendung des allgemeinen Stimmrechts. Jeder Einzelne soll nach dem Maße seines Verständnisses und seines Interesses auch in Bewegung gesetzt werden, um persönlich thätig in die Lebensverhältnisse, in denen er sich befindet, einzugreifen. Aber fehlerhaft, ja zerstörend und verderblich ist dieser Grundsatz, wenn das Recht und die Macht zum Eingreifen nicht beschränkt ist durch das Maas des sachlichen Verständnisses und der verantwortungsvollen Pflichten. Ohne diese Einschränkung, beziehungsweise ohne das dem allgemeinen Stimmrecht eine starke Autorität als Gegengewicht entgegen steht, ist dasselbe nur ein Mittel für eine gewaltthätige Partei oder für einen ehrgeizigen Tyrannen, um mit dem Schein des Rechts und mit Verblendung der Massen sich in der Gewalt zu behaupten und entgegenstehende Richtungen zu terrorisieren. Der Hauptbegünstiger des allgemeinen Stimmrechts ist bekanntlich Ludwig Napoleon und dieser Götz hat ihm schätzbare trefflich geholfen, Staatsreiche und Eidbruch zu sanktionieren, Nizza und Savoyen zu annektieren und 18 Jahre lang sich in Ansehen und Würde zu behaupten. Aber die Götzen sind Nichts! Kurz vor Ausbruch des Krieges von 1870 erhielt Napoleon noch 7 1/2 Millionen Stimmen (gegen 1 1/2 Millionen), welche seiner Regierung zustimmten (Plebiscit), und am 4. September 1870 brach sein Thron, seine Herrschaft durch einen einfachen Pariser Pöbelauflauf in Folge der Niederlage von Sedan zusammen, ohne daß auch nur irgend Jemand seine Hand für ihn erhoben hätte. Als im Februar dieses Jahres unter dem Schutze der deutschen Militärmacht die freieste Wahl für eine Nationalversammlung stattgefunden hatte, diese aber sich erlaubte, Beschlüsse zu fassen, welche dem Pariser Pöbel nicht gefielen, so erhob dieser den Bürgerkrieg und die Schreckensherrschaft. Wahrlich, die dämonische Gewalt wie die ohnmächtige Schattenhaftigkeit des Majoritätenwesens auf Grund des abstrakten allgemeinen Stimmrechtes ist in erschütternder Weise in Frankreich gerichtet worden.

Autoritäten nicht Majoritäten ist ein bekanntes, noch zu wenig gewürdigtes Wort des geistreichen Stahl. Autorität liegt aber nicht etwa bloß in einzelnen Personen, welche mit ausgedehnter gesetzlicher Gewalt ausgerüstet sind und diese auch zu handhaben wissen, sondern auch in der Anwendung des Stimmrechtes, aber eine wirkliche Autorität bildet dasselbe nur, wenn die Anwendung desselben nach dem Maas des Sachverständnisses und der Leistungen in erfüllten Pflichten geregelt wird. Zumal in der Kirche kann das allgemeine Stimmrecht, das bis oben hinaus die Behörden einsetzt und über Leitung, Lehre und Kultus zu bestimmen hat, nur zerstörend und auflösend wirken, wenn nicht einerseits dieses Stimmrecht nur von einer verfaßten Gemeinde (nicht vom 25jährigen Kirchenpublikum), in welcher die Rechte den Pflichten entsprechen, ausgeübt wird, andererseits der repräsentierten Gemeinde eine autoritative, auf das Bekenntnis der Kirche verpflichtete bischöfliche Behörde zur Seite steht. — Möge die heilsame Lehre aus dem Kriege und seinen Wirkungen, besonders aus den Zuständen in Frankreich, für unser Volk, für Staat und Kirche gewonnen werden, daß der Majoritätsschwindel und der Majoritätsterrorismus, der auch bei uns im besten Zuge ist, erkannt und gebannt wird, dagegen das vernünftige Recht der Repräsentation immer mehr zur Geltung kommt.

Correspondenzen.

Aus dem Kreis Karlsruhe. (Missionskonferenz.) Am Ostermittwoch den 12. April wurde in der Kapelle des Diakonissenhauses in Karlsruhe die jährliche allgemeine Missionskonferenz gehalten. Von Basel waren dazu Herr Inspektor Josenhans und Herr Pfarrer Sarasin (Herausgeber des christlichen Volksboten) gekommen. Die Versammlung war ansehnlich, doch nicht so stark besucht, wie voriges Jahr, was wir um der Sache wie um der Richtung willen bedauern. Die erbauende Einleitung hielt Herr Stadtpfarrer Zimmermann, den Vorsitz führte Herr Direktor Stern, der als 79jähriger Greis noch mit frischer Kraft gesegnet ist. In seiner Eröffnungsrede legte er den Anwesenden

besonders das Schicksal der Gefangenen im Aschantelände an's Herz und wies darauf hin, was der Herr der Missionsgemeinde wie den Gefangenen durch diese Führung sagen wolle. Jedenfalls werden sie für ihr inneres Leben viel gewinnen, wie auch ihre Briefe dies bezeugen; vielleicht werde auch eine Mission im Aschantelände auf diese Weise eröffnet; die Missionsgemeinde solle aber eine Gebetsmacht für die Missionare bilden und in Vorsicht des Herrn Wege zu erkennen suchen, wo er uns vorgeben oder zu fliehen gebietet. — Inspektor Josenhans konnte mit Dank gegen den Herrn rühmen, daß in dem Kriegsjahre die größte bisher in einem Jahr erreichte Zahl Neubelehrter in der Heidenwelt auf den Basler Stationen getauft werden konnte, nämlich 583, wovon 416 auf Indien, 113 auf Afrika (trotz dem dortigen Kriege) und 54 auf China kommen. Keine Station wurde verlegt, ja es konnte in Indien eine neue errichtet werden. Aber an Lehrern fehlt es. In Afrika mußte eine Station aufgegeben werden, dagegen konnte eine andere an einem empfänglicheren Ort errichtet werden. In China ist eine wichtige Frage, wie unter Verzicht auf die Zeichenschrift das Lesen durch Einführung einer andern Schrift Gemeingut des Volkes werden kann. — Die Einnahmen sind trotz der Kriegszeit nicht wesentlich zurückgegangen; doch muß die deutsche Missionsgemeinde sich anstrengen, daß kein Mangel eintritt. Der Herr hat Deutschland um der Heiden willen so gnädig verschont. Möge unser Vaterland seinen Beruf recht erkennen! Der Krieg hat manche Jünglinge (15) und gerade die tüchtigsten unter die Waffen gerufen; jetzt ist Hoffnung, daß sie, bereichert mit Erfahrungen, entlassen werden. Der Inspektor legte sodann in eindringlichen Worten die Missionare, die Soldaten Christi und die Invaliden, die Wittwen und Waisen den gläubigen Christen an's Herz: haben wir auch eine Freude an ihnen und sorgen wir für sie, wie wir als Vaterlandsfreunde für unsere tapfern Krieger, für die Invaliden und für die Hinterbliebenen sorgen! — Herr Pfarrer Sarasin wies sodann in warmen Worten nach, wie die Basler Mission gerade in Afrika immer des Herrn Führungen nachgegangen ist und wie diese auf Kumaßi, auf das Aschantereich hinweisen. Sodann zeigte er an einzelnen Basler Familien, wie die Arbeit für die Missions-sache einen Segen für Kinder und Kindeskinde bringe.

Die Besprechung war wegen vorgerückter Zeit etwas kurz. Missionar Irion besagte den Lehrermangel sehr, da einige Schulen dadurch nicht gepflegt werden, so seine eigene frühere Schule in Talatscheri.

Dr. Mühlhäuser wies auf den Zusammenhang der Kriegereignisse mit der Mission hin und sprach die Hoffnung aus, daß mit dem Gewinn, den wir aus der großen vaterländischen Bewegung gezogen haben, auch eine erhöhte Theilnahme für die Mission Hand in Hand geben werde. — Hausvater Becker zeigte an einem Unmündigen, dem auf dem Todtbede die Sorge für die Bekehrung aller Heiden noch am Herzen lag, daß die Mission uns Herzenssache bis zum letzten Athemzuge sein müsse. Lehrer Rda rief der Versammlung zu: Weiter, liebe Brüder! und sprach die Hoffnung aus, daß wie in dem herrlichen Kriege für das irdische Vaterland, so auch für das Reich des Herrn es nicht an Freiwilligen fehlen werde. — Pfarrer Specht schloß mit Gebet. — Wir hoffen, daß diese Konferenzen sich jährlich wiederholen, und daß sie von Geistlichen und Gemeindegliedern immer fleißiger besucht werden. Man erhält durch dieselben einen viel lebendigeren Einblick in das Missionsleben, als durch vieles Lesen von Missionsblättern, und die persönliche Verbindung mit den Leitern der Basler Missionsanstalt kann inniger geknüpft werden.

Aus dem Oberland. (Zur Konfirmationsfrage. Von einem Laien.) (Offenb. 2, 4.) Ich war eben bei einer Konfirmation. Es ist eine kleine Gemeinde auf dem Lande, der ich angehöre, es waren nur neun Kinder. Die Handlung ging wie immer vor sich, das Glaubensbekenntnis wurde laut und vernehmlich hergesagt, die Prüfung war ebenfalls vor sich gegangen wie immer. Die Kinder zeigten großen Ernst, die Mädchen und Mütter vergossen Thränen auch wie immer, selbst mancher der Väter wischte eine solche vom bärtigen Gesicht. Die Kinder gelobten denn also der evangelischen Kirche Treue bis zum Tod. Es war ihnen gewiß Ernst.

Was aber nun? Jetzt kommen die Knaben in ein Geschäft, in das notwendige Getriebe des täglichen Lebens, unter den Einfluß der Mitlehrer und Mitgesellen. Sie haben die besten Vorsätze, bekommen von dem im günstigsten Fall frommen Eltern die gediegensten Ermahnungen, kommen vielleicht auch zu christlichen Principalen. Es werden deswegen doch gar verschiedenartige Einflüsse einwirken — ich brauche das hier gar nicht näher auszuführen, denn es ist allzubekannt, wie schlimme Wege schon in den ersten Jahren nach der Konfirmation in der großen

Mehrzahl der Fälle betreten zu werden pflegen. Bei den Mädchen, die sich freilich in geschützterer Lage befinden, wird die verderbliche Richtung nur gar zu oft gleichfalls eingeschlagen. Die Kinder sangen freilich im Lied 185: „Fliebt, ja fliebt ihr Jugendsünden“, aber wenn es nicht so sehr traurig wäre, so wäre es ja lächerlich, daß 14jährige Kinder den Jugendsünden Ballet sagen sollen. — Auf dem Lande stehen bekanntlich die jeweiligen Ausichten noch verhältnismäßig günstig, äußerst fatal in der Stadt. Jeder kennt diese Dinge.

Jedenfalls ist Thatsache, daß, wenn man die ehemaligen Confirmanden im 20. oder 21. Jahr nach dem Bekenntniß fragen würde, das sie einst abgelegt, weit aus die Meisten entweder mit dem Lächeln der Gleichgültigkeit oder mit dem Spott des Unglaubens antworten, daß sie die Frage nach dem Grad ihrer Betheiligung am heil. Abendmahl auf's Entschiedenste verneinen würde.

Ist das ein gesundes Verhältniß?

Religionsunterricht so eingehend und eindringlich als möglich, ein Bearbeiten der Gemüther, so energisch und so gutgemeint als möglich, eine willige Erschließung der sinnlichen Gemüther, ein eifriges Erfassen der Heilswahrheiten, ein sehnächtiges Verlangen nach voller Gemeinschaft der Heilsgüter, eine oft schwärmerische Liebe zum Heiland, endlich ein Gelöbniß so feierlich als möglich vor Gott und der Gemeinde — und dann bald, bald der Umschlag, ein Verlassen und Verläugnen alles Dessen, was dem Gemüthe so theuer geworden, ein Verlassen der ersten Liebe.

Das ist schmerzlich, erschütternd. Aber wer sieht das Alles nicht immer wieder vor sich? Welcher ernste Christ kann einer Confirmation anwohnen, ohne daß sich ihm derartige Reflexionen aufdrängen?

Die Sache ist ja von der allergrößten Wichtigkeit. Unreife Kinder wird in der Sache, die für den Christen die theuerste ist, in der Stellung zum Glauben, ein Gelöbniß abverlangt, dessen Bruch in der Mehrzahl der Fälle bestimmt vorauszu sehen ist.

Hier muß offenbar abgeholfen werden. Aber wie? Ich freue mich, daß ich hier das Wort einem Größeren denn ich überlassen kann: in der Rede Wicherns am Kirchentag in Stuttgart (1869), die so viel Beherzigenswerthes enthält, sind auch für den hier berührten Schaden die Wege der Heilung angegeben. Aber es ist hohe Zeit, daß sie auch beschritten werden, daß endlich Alle, die es gut meinen mit unserer theuern evangelischen Kirche, emsig und unerschrocken Hand anlegen.

Kirchliche Nachrichten.

München. Am 10. April hat eine angesehene Katholikenversammlung, aus Staatsbeamten, Industriellen, Adelligen und Bürgern bestehend, eine Kundgebung zu Gunsten Döllingers veranstaltet. Oberstaatsanwalt Wolf führte den Vorsitz, Obersteremonienmeister Graf v. Roy war zweiter Vorsitzender. Der König, dessen Hofkaplan Döllinger ist und als solcher über die Feiertage seinen Dienst versah, begünstigt den Dr. Döllinger sichtlich. Die Adresse an den König bittet, „mit allen zu Gebote stehenden Mitteln die gefährlichen Folgen dieser (Unselbbarkeits-) Lehre abzuwenden, die Verbreitung derselben in den öffentlichen Bildungsanstalten zu verhindern und energische und rasche Fürsorge zu treffen, daß das Verhältniß zwischen Kirche und Staat auf geseglichem Wege neu geregelt werde.“ Döllinger ist am 17. April vom Erzbischof von München excommunicirt worden.

Basel. Am 20. März wurde in der Großrathssitzung die Bittschrift des Reformvereins, das apostolische Glaubensbekenntniß abzuschaffen, verlesen. Ein Mitglied nur will dieselbe sofort abweisen. Die Mehrheit dagegen will die Sache dem kleinen Rath zur Berathung überweisen, in der Meinung, es solle ein Versuch gemacht werden, einen Weg für Tauf- und Confirmationstheologie zu finden, der allen denjenigen entsprechen könne, die sich noch auf christlichem Boden wissen. Dieser Bericht wird gedruckt und die Berathung auf die nächsten festgesetzt. Die besonnenere gläubige Richtung in Basel hat eine Bitte um Beibehaltung der bisherigen kirchlichen Ordnung in Betreff des apostolischen Glaubensbekenntnisses bei Taufe und Confirmation an den großen Rath gerichtet: „Als Glieder unserer Kirche und unserer Gemeinden fühlen wir das Bedürfniß, auf das Bekenntniß unserer Geistlichen auch unsererseits mit einem Bekenntniß zu antworten. Unser Bekenntniß geht dahin: daß wir für uns und unsere Familien festzuhalten begehren an unserem wohlbewährten christlichen Glauben, wie ihn die Baslerische Kirche in seinen Fundamenten immer bewahrt hat, an dem Glauben an die einfache, klare Verkündigung und Lehre des Evangeliums von der Offenbarung des lebendigen Gottes in Christo Jesu zu unserer und aller Menschen Erlösung und Heil.“ — Entschieden wurde dagegen der Beitritt zum Ostschweizerischen Konkordat, wonach alle Geistlichen aus den Kantonen Zürich, St. Gallen, Thurgau, Appenzell, Schaffhausen, Glarus, Aargau und Basel in jedem dieser Kantone wählbar sind und die Studierenden der Theologie ein gemeinsames Staatsexamen machen müssen, welches Konkordatsexamen aber nur auf die Kenntnisse, nicht auf die christliche Gesinnung, oder gar auf das Bekenntniß der zu Prüfenden Rücksicht nehmen wird.

Berlin. Die Gofner'sche Mission wird gegenwärtig von Prediger Lic. Plath (an Stelle des nach Buch berufenen Predigers Ansförge) geleitet. In dem letzten Jahre wurden 1500 Kols durch die deutschen Missionare getauft. Es that aber eine größere Anzahl von Predigern und Lehrern Noth, ebenso größere Unterstützung an Geld. Bei einer Ausgabe von 39,000 Thalern hat das Curatorium nur 21,000 Thaler eingenommen. Die Erhaltung und Pflege der Gofner'schen Mission ist aber als eine deutsch-nationale Ehrensache anzusehen gegenüber den Ein- und Uebergreifen der englisch-bischöflichen Kirche.

Paris. Die rothen Revolutionäre lassen ihrem Haß gegen Kirche und Geistliche den vollsten Lauf. Mehrere Kirchen wurden bis jetzt ge-

plündert, z. B. die Kirche St. Robeine, Notre Dame u. s. w. *); der Erzbischof und andere Geistliche wurden verhaftet und gröblich beleidigt als ehemalige Huldiger Napoleons und als in Verbindung mit der Pariser Regierung, wahrscheinlich aber zugleich als Geiseln für den Fall einer Niederlage der Commune. Die Zahl der verhafteten kathol. Geistlichen belief sich am 8. April auf 300. Es ist verboten, mit den Glocken zu läuten; besucht sind die Kirchen fast gar nicht, weil die Leute Furcht haben, sich verächtlich zu machen.

Unter Gottes Schutz.

Eine Erzählung aus der Zeit Ludwig des Vierzehnten.

VI.

Das geheimnißvolle Fäßchen und sein Absender.

Es wird Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße thut, vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. (Evang. Luc. 15, 7.)

In den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts hatte die Kaufmannswelt Süddeutschlands das Falliment eines manchen angesehenen Hauses zu verzeichnen und auch in dem ersten Jahrzehnt des folgenden richteten die Verwüstungen, welche der französische General Melac anrichtete, noch mehrere geachtete Firmen durch ihren Einfluß auf die Geschäfte zu Grunde.

Den Vollstrecker der Nordbefehle Ludwig XIV. hatte zwar in Eslingen das Gericht Gottes getroffen, als er, wie Holofernes durch die Judith, durch die Hand der Bürgermeisterstochter dieser Stadt gefallen war. Als diese Kunde in unser stilles H. kam, hatte Degeler, der das Wesen eines deutschen Mannes völlig angenommen hatte, zu seiner Gattin gesagt:

„Wie jetzt über den Feind der deutschen Grenzländer der Herr Gericht gehalten hat, so wird es auch dem Geschlechte der Bourbonen nicht erspart bleiben, es wird eine Zeit kommen, wo das Maß der Sünde voll ist und der Räder über dieses Haus und das seine Schandthaten billigende Frankreich kommen wird.“

„Beten wir für das arme Frankreich, daß der Herr ihm Buße schenke!“ hatte die um das Heil ihres Vaterlandes besorgte Gattin des früheren Marquis erwiedert, welche vergebens bemüht war, in der letzten Zeit die düsteren Wolken auf der Stirne ihres Mannes wegzutreiben, denn die Stodungen in den kaufmännischen Geschäften erfüllten auch ihn oft mit banger Sorge.

Sein eigenes Geschäft zwar hatte in den 20 Jahren, welche seit der Uebernahme desselben dahin gegangen waren, durch Gottes Segen und seinen emsigen Fleiß sich größer und schöner entwickelt, als man es den Zeitläuften nach hätte erwarten sollen, aber oft war es ihm schwer geworden, die verfallenen Zinsen seinen Ulmer Freunden zur richtigen Zeit zu entrichten und an eine Tilgung der Kapitalschuld war unter solchen Verhältnissen nicht zu denken. Das drückte besonders in letzter Zeit den rechtlichen Degeler sehr, denn aus Ulm hatte er schlimme Nachrichten empfangen, welche ihm sagten, daß ohne schleunige Hilfe das Haus des Paten Friedrichs seinem Ruine nahe sei. Täglich betete er zu Gott, daß Er doch dem nun in Ehren grau gewordenen Manne, welcher schon sein achtzigstes Jahr zurückgelegt hatte, die Vermeidung eines unverschuldeten Bankerottes ersparen möge und ihm die Mittel an die Hand geben wolle, seine Dankbarkeit mit der That zu beweisen.

Eines Tages hatte der Marquis wieder bei der Morgenandacht ein solches Gebet mit Inbrunst zu dem helfenden Vater emporgesandt und ging dann auf sein Comptoir, um die eingelassenen Briefe, Quittungen und dergleichen geschäftlichen Dinge abzufertigen. Mit Wohlgefallen betrachtete er beim Vorüberschreiten seinen emsig in dem väterlichen Geschäft arbeitenden Sohn. Friedrich hatte sein 19. Jahr zurückgelegt und hatte die schönen Hoffnungen, welche seine Eltern auf ihn setzten, gerechtfertigt. Mit Liebe hatte er den Beruf seines Vaters ergriffen und sich zu einem brauchbaren Glied des erweiterten Geschäftes herangebildet, ohne daß deshalb seine Bildung eine einseitige gewesen wäre, wie es oft heute zu Tage tritt; selbst in ritterlichen Sitten und Uebungen hatte ihn sein Vater, soweit es die Mittel erlaubten, unterrichtet, ohne daß dieser ihm bis jetzt etwas über seine wahre Herkunft gesagt hatte, da er es für besser hielt, ihn bis zu seiner Mündigkeit in Unbefangenheit zu erhalten.

Doch kaum hatte sich Degeler an seinem Pult niedergelassen, als Friedrich von dem seinem aufstand und ihm meldete, soeben habe der Knecht ein Fäßchen von der Fahrpost gebracht, das nicht zu den üblichen Waaren gehören könne, da es dazu zu schwer sei und den Pariser Poststempel trage. Degeler begab sich mit ihm in das Magazin, denn er war ebenso erstaunt, wie sein Sohn, aus Frankreich eine Sendung zu erhalten.

Mit Hilfe Friedrichs ließ er das räthselhafte Frachtstück in seine Privatwohnung bringen, und öffnete nun das mit der einfachen, schön geschriebenen Adresse: „An Kaufmann Degeler in H. Herzogthum Württemberg“ versehene Fäßchen im engen Kreis der Seinigen. Auch Frau Degeler theilte das gesammte Erstaunen der Ibrigen, denn sie wußte wohl, daß ihr Gatte in keinerlei Verbindung mit Frankreich mehr gestanden hatte seit ihrer Flucht.

Aber das Erstaunen unserer Familie wuchs noch mehr, als sich ihnen der Inhalt der merkwürdigen Postsendung zeigte. Mehrere 1000 Thaler in französischem Gold lagen vor ihren Blicken, nur begleitet von einem anonymen Zettel, auf dem, wie es schien, mit absichtlich verstellter Handschrift Folgendes zu lesen war:

„Nach vieler Mühe gelang es mir, Ihren Aufenthaltsort zu erfahren und suche ich hienit eine alte Schuld einigermaßen gut zu machen.“

Beide Ehegatten schauten sich eine Weile wortlos an, dann sagte

*) Der Raub aus dieser Kirche soll wieder beigebracht worden sein.

Friedrich plötzlich: „Gott sei Dank, jetzt können wir meinem verehrten Vathe in Ulm helfen!“

„Ja, so sei es,“ sagte Degeler und seine Frau einstimmig, und selbst die schüchterne Elisabeth nickte, wie zustimmend, denn auch sie hatte den Vathe ihres Bruders wie einen väterlichen Freund lieb gewonnen. Degeler aber fügte hinzu:

„Meine Lieben, laßt uns dem Herrn danken, daß er uns durch einen mir durchaus nicht bewußten früheren Schuldner die Mittel an die Hand gibt, dem Ulmer Freunde zu helfen!“

Nachdem nun unsere Familie in innigem Gebete zu Gott gedankt hatte, daß Er sobald die Bitte dieses Morgens erhört, und die Kinder wieder an ihre Geschäfte gegangen waren, hielt Frau Degeler ihren Gatten, der auch wieder in sein Comptoir begeben wollte, zurück und sagte zu ihm:

„Es ist mir beinahe zur Gewißheit geworden, daß der Graf de Bruller der Absender ist,“ und da sie die ungläubige, beinahe verweissende Miene ihres Mannes gewahrte, fuhr sie fort:

„Habe ich doch schon damals, als ich den Genannten bei unserer Flucht an dem Thore von Paris sahe, gesagt, daß mir ein Etwas in seinem Blick nicht gefalle und in meinem Herzen fühlte ich kein rechtes Vertrauen zu den Rathschlägen, die er uns scheinbar wohlwollend gab!“ Degeler ließ sich durch den Ernst seiner Frau fast überzeugen, doch hielt er es für unrecht, so lange keine Beweise der Falschheit des Grafen vorlagen, undankbar gegen denselben zu sein, deshalb erwiderte er nur: „Auch dieses Räthsel wird sich lösen, wenn die Zeit kommt, daß wir es wissen sollen, und sollte es erst drüben sein, einstweilen laßt uns dem, der uns zur Flucht verholfen, denn ohne ihn hätten wir jedenfalls den nöthigen Paß nicht erhalten, ein dankbares Andenken bewahren. Gegen unsere Kinder wollen wir noch nichts von deiner Vermuthung erwähnen, da sie auch den Zusammenhang, wegen ihrer Unkenntniß unseres eigentlichen Standes, gar nicht verstehen würden; überhaupt ist es besser, die Leute, welche uns nicht näher lieben, bleiben auf dem Glauben, es seien kaufmännische Artikel in dem Fäßchen gewesen, es gibt ohnedies Neugierige genug, die unsere Herkunft ergründen möchten, auch den Kindern werde ich die nöthige Weisung geben.“

Frau Degeler, allezeit sich in Allem ihrem Manne, der es auch verdiente, unterordnend, sagte nichts mehr über ihre Vermuthung, aber oft noch bewegte jene Ahnung ihr Herz. In H. sprach man wohl mehrere Tage davon, daß der Kaufmann Degeler, von dem man ja wisse, er sei ein eingewandter Franzose, eine Sendung aus Versailles erhalten habe, aber da die Commis des Geschäftes nichts sagen konnten, auch zu gleicher Zeit neue Waaren für das vergrößerte Geschäft angekommen waren, so vermuthete man in dem Städtchen, daß Degeler in neuester Zeit auch mit Frankreich in Handelsverbindungen getreten sei und bald war die Ankunft des Fäßchens durch andere Stadtmengigkeiten, wie sie so gern in Kleinigkeiten ausgekratzt und angehört werden, verdrängt und vergessen.

In Ulm herrschte große Freude, als die Hilfe so unerwartet kam und die beiden Häuser waren von nun an noch inniger verbunden. Der Vathe Friedrichs konnte einen großen Theil der an ihn gestellten Forderungen ausgleichen und bald hatte sich sein kleines Geschäft wieder so erholt, daß er die Summe, welche ihm Degeler über seine Schuld vorgestreckt hatte, zurückerstatten und dieser auch seine andere Ulmer Freunde zufrieden stellen konnte.

Jetzt erst fühlte sich Degeler ganz Herr seines Geschäfts und freute sich ohne Sorge der ihm geschenkten deutschen Heimath, aber zugleich hatte die Ankunft der Versailleser Sendung jenen Gedanken in ihm wieder erweckt, seinem Sohne zurück zu geben, was ihm, dem Vater, verloren gegangen war. Deshalb beschloß er, ihn, wenn er 25 Jahre alt geworden, nach Berlin zu senden, dort in der Residenz des ersten Königs von Preußen, wo so viele adeliche französische Flüchtlinge (Refugiés) eine bleibende Wohnstätte gefunden hatten, hoffte er mit diesen seinen Sohn in Verbindung zu bringen und durch ihre Mithilfe seinen eigentlichen Stand zu erweisen. Doch, da seine Gattin mit diesen Plänen nicht übereinstimmte, sollte Friedrich als Kaufmann, in Geschäften seines Vaters, nach Berlin gehen, um seinen Geschäftskreis zu erweitern.

Fünf Jahre waren seit der Ankunft des Fäßchens vergangen, Friedrich war ein kräftiger, schöner Jüngling geworden, körperlich und geistig durch die Sorgfalt seines Vaters vollständig ausgebildet. Unter Anderem war er auch ein guter Schlittschuhläufer geworden, wozu der Schlossweiber die schönste Gelegenheit bot und welches Vergnügen ihm gerne gewährt ward, da sein Vater wußte, daß es eine Hauptpassion des Adels in jener Zeit war. Da dieser Umstand, wie so oft Kleinigkeiten im Leben, von entscheidendem Einfluß auf die folgenden Begebenheiten werden sollte, ist er wohl erwähnenswert. Der letzte Tag der Abreise Friedrichs war gekommen, und er wollte heute noch einmal mit seiner Schwester auf den Schloßberg gehen, denn dieser Weg war den Kindern wie den Eltern lieb geworden. Die Geschwister waren sich in seltener Liebe ergeben, denn die jüngere Elisabeth sah in ihrem Bruder das Ideal eines jungen Mannes, während er bisher noch kein Mädchen kennen gelernt zu haben behauptete, das mit so viel weiblicher Anmuth so große Kenntnisse vereinigte, wie seine Schwester, ja oft neckte er sie über ihre Gelehrsamkeit. Elisabeth war von ihren Eltern, ebenso wie ihr Bruder, sorgfältig erzogen und unterrichtet, denn mit Recht sagte Degeler stets zu seiner Gattin: „Kenntnisse sind für junge Leute das beste Kapital!“ In letzter Zeit hatte sie sich sogar in kaufmännischen Arbeiten unterrichten lassen, um ihrem Vater den abreisenden Friedrich ersetzen zu können. Aber nicht nur durch die Bande der Natur waren die Geschwister so innig verbunden, ihre Liebe gründete sich auf den Felsen des Glaubens, der das schönste Erbe war, welches ihnen die Eltern geben konnten. Deshalb bewegte sich bei diesem Abschiedspaziergang das Gespräch hauptsächlich um religiöse Gegenstände und besonders darüber, ob die Seligen, die uns schon in den Himmel vorangegangen, noch in irgend einer Verbindung mit ihren Lieben auf Erden stehen.

Das Gespräch hatte diese Wendung genommen, da am Vormittag

Degeler in Beisein seiner Gattin seinen Kindern ihre wahre Herkunft, die Erlebnisse auf ihrer Flucht und selbst die Vermuthung, daß de Bruller das Fäßchen geschickt, mitgetheilt hatte. Unter solcher Unterhaltung hatten Friedrich und Elisabeth die Ruine erreicht und setzten sich unter einer Baumgruppe nieder. Hier hatte die unglückliche Herzogin, die von ihrem untreuen Gemahl auf das Schloß in H. verbannt war, oft geweint und hatte in der herrlichen Natur Tröstung für die ihr angethane Schmach gesucht, aber da sie den wahren himmlischen Trost nicht kannte, übermannte sie einst die Verzweiflung, daß sie sich über die Felsen des Schloßberges herabstürzte. Diese Sage hatte Friedrich seiner Schwester erzählt und knüpfte die Bemerkung daran, wie glücklich sie seien, daß sie von Jugend an unterwiesen worden in den göttlichen Lehren des Christenthums, das uns in allen Lagen des Lebens Trost spendet und uns lehret, selbst unsere Feinde zu lieben und ihnen zu vergeben. „Möchte wohl wissen, ob unsere Vorfahren von unserem Ergehen und dem Versegelstein ihres Geschlechts hier Kenntnis haben!“ fragte nach einer Weile Elisabeth.

„Jedenfalls werden sie dann mit uns die Führungen Gottes preisfen!“ erwiderte Friedrich ernst und wollte gerade näher auf dieses Thema eingehen, da war es den Geschwistern, als ob sie eine schöne Musik, wie wenn Harfen gespielt würden, hörten. Näher und näher kamen die Töne und endlich rauschten sie in vollen Accorden an ihnen vorüber und verloren sich endlich im Abendwind. Später vernahmten sie nun freilich, daß ein poesievolles Gemäth Aeolsharfen auf der Ruine angebracht hatte, aber in diesem Augenblick war es ihnen, als ob sie von ihren Vorfahren einen himmlischen Gruß vernommen hätten. Besonders Friedrich war sehr bewegt und in noch ernsterer Stimmung, als sie von Hause weggegangen waren, kehrten die Geschwister zum letzten Male in das elterliche Haus zurück.

Während wir nun Friedrich reisen und seine Angehörigen im gewöhnlichen Wechsel des häuslichen Lebens zurück lassen, wollen wir einmal wieder nach dem Grafen de Bruller sehen, um zu erfahren, ob sich seine Glücksträume erfüllt haben.

In dem Palast des Marquis de Gélér hatte sich der Graf, dem nun noch größere Mittel durch seine Heirath mit der Baronin de la Champy zu Gebote standen, prächtig eingerichtet und im Anfang seiner Ehe schienen sich auch alle seine Hoffnungen zu erfüllen. Aber zu lange und zu tief in die Gewohnheiten der damaligen vornehmen Welt verstrickt, fing er dieses leichtfertige Leben bald wieder an, was seiner Gattin nicht verborgen bleiben konnte.

Die Gräfin war eine derjenigen Naturen, welche, so lange sie um den Besitz des geliebten Gegenstandes zu kämpfen haben, denselben mit allen Kräften zu erreichen suchen, haben sie ihn aber wirklich erhalten, so ist der Reiz desselben nach kurzer Zeit vorbei und sie suchen neue Abenteuer. Solche, durch ihr sanguinisches Temperament oft schwankende, überall ihr Ideal suchende Charaktere findet man hauptsächlich in Frankreich, wo sich dieses nicht nur in der Liebe Einzelner, sondern oft auch im öffentlichen, hauptsächlich im politischen Leben zeigt, wovon wir in neuester Zeit schlagende Beweise sehen.

De Brullers Gattin war auch beleidigt, daß sie, die viel gefeierte Schönheit, nicht mehr, wie früher, all sein Denken und Thun beherrschte, deshalb beschloß sie bei sich ihn dies fühlen zu lassen und sich dadurch, daß sie einem Andern ihre Gunst schenkte, zu rächen. Es war ihr dies durch die damals so lockern Hoffnungen leicht, und sie erreichte bei ihrem Gemahl vollständig ihre Absicht; denn als er die scheinbare Ursache der Entfremdung seiner Gemahlin entdeckte, war er außer sich vor Eifersucht. Aber mit frecher Stirne jagte sie ihm auf eine Weise, die ihm kund that, daß jede Liebe gegen ihn in ihrem Herzen erloschen war, er habe sich so wenig um ihre Liebhabereien zu bekümmern, als sie sich in die seinigen mische.

Wohl wissend, daß er wenigstens theilweise wirklich selbst Schuld trage, stürzte sich der Graf mit aller Macht in seine alten Leidenschaften und hatte nach wenigen Jahren einen siechen Körper und bedeutende Schulden. Seine Gattin trennte sich, von ihren einflussreichen Verwandten unterstützt, von ihm; obwohl eine eigentliche Scheidung nicht erfolgen konnte, so lebte sie dennoch von ihrem Manne entfernt, der ihr, da er auch einen großen Theil ihres Vermögens verschwendet hatte, das Palais, welches er selbst auf so hinterlistige Weise dem Marquis genommen hatte, überlassen mußte.

Von seinen Freunden, denen er stets ein guter Gesellschafter gewesen war und von jenem höheren Beamten, dem er seither manchen Dienst erwiesen hatte, unterstützt, gelang es dem Grafen, am Hofe ein einträgliches Amt zu bekommen und so zog er nach Versailles.

Der Rausch der Leidenschaft war bei ihm vorüber, die Freuden dieser Welt edelten ihn an und von Haus aus war sein Charakter, wenn auch leichtfertig, doch gerade kein schlimmer. Die Worte jenes Unbekannten fielen ihm auch wieder ein, und oft dachte der Schlussatz derselben an sein Gewissen:

„Das ungerechte Gut, das Sie sich unter der heuchlerischen Maske der Freundschaft erworben, wird Sie einst noch auf der Seele brennen!“ Er fühlte in manchen einsamen, von Gichtschmerzen verbitterten Stunden etwas von diesem Brand und so beschloß er, so lange zu sparen, bis er dem Marquis wenigstens einigermaßen wieder seinen pekuniären Schaden ersetzen könne.

Nach vielen Jahren war es ihm gelungen, eine entsprechende Summe dem betrogenen Marquis zusammen zu bringen. Aber es fiel ihm schwer, seinen Aufenthaltsort unter den kriegerischen Verhältnissen in Deutschland zu erfahren, wodurch sich die Abjendung wieder verzögerte. Wer aber ernstlich sucht, der findet, — dies bewährte sich auch bei dem Grafen und wir haben gesehen, wie das Fäßchen gerade zu rechter Zeit in H. eintraf.

Aber de Bruller konnte sich nicht entschließen, dem von ihm hintergangenen Marquis ein volles Geständniß seiner Schuld abzugeben, deshalb schrieb er auch statt einem Briefe nur jenen anonymen Zettel mit seiner von Gichtschmerzen zitternden Hand, die er allerdings nicht mehr zu verstellen brauchte, die Adresse aber ließ er von seinem

Bedienten, zu dem er jenen deutschen Unteroffizier, wie schon gesagt, gemacht hatte, ausfertigen. Da der Graf nur ein ihm bewusstes Unrecht gut machen wollte, eine innere Umkehr aber bei ihm noch nicht stattgefunden hatte, so konnte er auch die werthvollen Familienpapiere mit dem Adelsbrief des Marquis, welche er mit sich nach Versailles genommen hatte, demselben nicht mitschicken, denn hiedurch hätte dieser Ansprüche geltend machen können, durch welche das ganze heuchlerische Benehmen de Brullers zum Vorschein gekommen wäre. Aus diesem Grunde hatte er wiederholt den Gedanken gefaßt, sie nun doch noch zu vernichten, aber wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, hatte er sie, anstatt sie in die Flammen des Kamins zu werfen, wie er es vor hatte, immer wieder in ein geheimes Fach seines Schreibtisches verschlossen. — Um die quälenden Vorwürfe, die ihm sein vergangenes Leben verursachte, zu beschwichtigen und wenigstens einmal einem Menschen wirklich etwas zu nützen, hatte der Graf den Sohn eines verstorbenen Freundes angenommen und setzte alle seine Hoffnung auf diesen und erzog ihn auch mit wirklich väterlicher Liebe.

Chevalier de Muson, so nannte sich der Pflege Sohn de Brullers, war ein lebenswürdiger und was in damaliger Zeit am französischen Hofe so selten war, ein ernster junger Mann. Freilich schrieb dieses der Graf seiner natürlichen Anlage zur Solidität zu, denn er wußte nicht, daß sein deutscher Diener, mit dem er sehr zufrieden war und den er fast wie einen Freund in seinen einsamen Leidestagen schätzen gelernt hatte, die Confession seiner Mutter lieb gewonnen und auch dem Chevalier diesen köstlichen Schatz des wahren Christenthums mitgetheilt hatte.

Nicht lange, nachdem der Graf das Fäßchen abgehandelt hatte, entdeckte ihm de Muson, daß er gefunden habe, das evangelische Bekenntniß sei allein die richtige Religion und er wolle sich offen zu demselben bekennen.

Der treue Bediente hatte ihm nämlich mitgetheilt, ohne ihm jedoch den Grund seiner Wahrnehmung zu sagen, es sei mit seinem Pflegevater in letzter Zeit eine merkwürdige Veränderung vorgegangen und es wäre wohl jetzt der günstigste Zeitpunkt zur Mittheilung des religiösen Standpunktes, welchen de Muson eingenommen. Der treue Diener selbst beschloß auch ferner nur im Geheimen die reformirten Gottesdienste zu besuchen, um seinem Herrn, dem er unentbehrlich geworden war, nicht seine Dienste zu entziehen.

Erst schien de Bruller über das Bekenntniß, welches ihm sein Pflege Sohn ablegte, ungehalten und er sagte ihm offen, ob er so undankbar sein könne, ihn, seinen zweiten Vater, zu verlassen, denn so viel müsse ihm doch klar sein, daß er nur außerhalb der Grenzen Frankreichs seinem neuen Glauben leben könne. Aber die ruhige Antwort de Musons, mit der er dem Grafen sagte, daß es sein Gewissen ihm gebiete, und wohl auch das eigene Gewissen de Brullers, das ihm sagte, hier könne er vielleicht wieder gut machen, was er früher an dem Manne desselben Bekenntnisses Uebelgethan, brachte ihn zu dem Entschlusse, seinen Pflege Sohn auszusatten und in's Ausland reisen zu lassen.

Brandenburg hatte den armen reformirten Flüchtlingen eine sichere Zuflucht angeboten; der große Kurfürst Friedrich Wilhelm schon hatte viele derselben an seinen Hof gezogen und sein Sohn, der prächteliebende Kurfürst Friedrich III., der sich als Friedrich I. die preussische Königskrone am 18. Januar 1701 auf's Haupt gesetzt hatte, war wenigstens hierin ein treuer Sohn seines Vaters. Und manche Nachkommen jener „Refugiés“, die so in Berlin eine neue Heimath und in Deutschland ein neues Vaterland, das seine Kinder mehr liebte, wie das eitle, nur nach Herrschaft strebende Frankreich, gefunden hatten, dienen heute als Offiziere in dem gewaltigen deutschen Heere, das nun durch Gottes Gnade den Erbfeind gedemüthigt hat und dadurch die Herrlichkeit des Reiches deutscher Nation schöner hervorgerufen und dem 7. Könige von Preußen, Wilhelm dem Siegreichen, die deutsche Kaiserkrone, am 171. Gedenktag der Krönung Friedrichs I., auf's greise Haupt gedrückt hat. Möge der Herr das Haus der Hohenzollern zum Segen des deutschen Volkes fortblühen und seine Söhne als Schirmherren und allezeit als Mehrer des Reiches auf dem neuerstandenen Kaiserthronen als wahre Friedensfürsten sitzen lassen.

So war es natürlich, daß Chevalier de Muson damals, im Jahre 1705 seine Blide nach Berlin richtete und sein Pflegevater, als Hofbeamter Ludwig des XIV., der damals an den meisten Höfen Deutschlands leider als Vorbild der Größe und Pracht angesehen ward, konnte ihm werthvolle Empfehlungen an den Hof in Berlin mitgeben.

Der Chevalier hatte auch mit keinen Schwierigkeiten, die sich seiner Reise entgegengefest hätten, zu kämpfen, denn es kam oft vor, daß junge Edelente, um ihre Kenntnisse zu erweitern, andere Länder besuchten.

Che de Muson jedoch seine Reise antrat, hatte ihm sein Pflegevater sein Herz geöffnet, ihm seine früheren Verschuldungen mitgetheilt und ihn gefragt, ob er auf die Vergebung Gottes hoffen dürfe. Auf dieses Bekenntniß mag der stille Einfluß des deutschen Dieners, der seinen Herrn so gern glücklich gesehen hätte, keine geringe Einwirkung gehabt haben.

Der junge Mann erwiderte auf das Bekenntniß des Grafen ehrerbietig aber ernst:

„Wie Du mir sagst, lieber Vater, weiß der Marquis und seine Gattin nicht, wie Du an ihnen gehandelt hast, deshalb ist es nöthig, daß Du erst von ihnen Vergebung suchst und ich bin gewiß, daß Du dieselbe erhältst, dann wird auch der barmherzige Gott in diesem Bekenntniß Deiner Schuld Deine aufrichtige Reue erkennen und Dir gnädig sein!“

„Also deshalb war es mir nicht möglich, die Papiere zu verbrennen“, sagte der Graf, der wie zusammengebrochen in seinen Armstuhl zurückfiel und nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

„Ja, das gleichnerische Gewand meiner Freundschaft gegen de Gölter muß fallen, er muß in den Besitz jener Dokumente kommen und wenn er mir vergibt, will ich darin einen gnädigen Wink der Vorsehung sehen, daß auch sie mir vergeben wird!“

„Nicht der Vorsehung, sondern des barmherzigen Vaters im Himmel, der den, welcher ihn sucht, nicht hinausstößt!“

De Bruller gab nun seinem Pflege Sohn vor dessen Abreise die Papiere des Marquis und bat ihn, sobald er könne, dieselben auf sichere Weise, aber doch so, daß er nicht bloßgestellt werde und daß er die Vergebung de Gölters wirklich erlange, in die Hände de Gölters gelangen zu lassen.

De Muson erreichte nach einer angenehmen Reise Berlin und ward an dem Hofe Friedrich des I. mit aller Zuvoorkommenheit, die man damals den Franzosen zu Theil werden ließ, aufgenommen. Doch versäumte er über den äußeren Pflichten, die ihm sein Stand auflegte, nicht, sich in die französische reformirte Gemeinde in der Residenzstadt aufnehmen zu lassen und sich am Quelle des ungetrübten göttlichen Wortes zu erquicken. Aber über die erste Zeit seines Aufenthalts, bis es ihm gelang, eine seinem Stand und seinen Kenntnissen angemessene Stellung zu erlangen, vergaß er fast den Auftrag seines Pflegevaters auszuführen. Letzterer aber fragte einmal in einem Briefe, ob er nicht beruhigende Nachrichten für ihn habe, er fühle, daß seine Lebenstage gezählt seien und auch jener Unbekannte, den ihm eines Tages sein alter Diener gebracht habe und der ein reformirter Geistlicher sei, habe ihn erwähnt, seine Rechnung mit dem Himmel abzuschließen, vorher aber die Vergebung des hintergangenen Marquis nachzusuchen.

De Muson dachte nun darüber nach, wie er am sichersten und auf zarte Weise die Papiere an seinen rechtmäßigen Besitzer abliefern könnte und hatte schon beschloffen, sich dem französischen Gesandten, der an den württembergischen Hofe reise, anzuschließen und den Marquis dann persönlich aufzusuchen und ihm Alles zu erklären, als er auf unerwartete Weise mit Friedrich Degeler zusammentraf.

Dieses Zusammentreffen, das wir im nächsten Abschnitt schildern wollen, bekräftigte ihn in seinem Glauben, daß Nichts ohne den Willen Gottes geschehe, der lauter Gnadenabsichten mit seinen Menschenkindern, auch mit den verloren scheinenden, habe.

Ans der Bücherwelt.

Sammlung von Missionsliedern. Basel. Verlag des Missionshauses. 1870. Preis 1 fl. 30 kr. Inspetor Josenhans gibt uns hier mit Hilfe einiger Freunde, z. B. des Pfarrers Mridke in Kalmbach, 406 Lieder, meist neueren Ursprungs (von Barth, Knapp u. s. w.), aber auch älteren von Woltersdorff, Garde, Zingendorf, selbst von Herrmann, Riß u. s. w., welche auf die Mission Bezug haben. Dieselben sind alphabetisch geordnet, ein detaillirtes Inhaltsregister ordnet dieselben aber auch nach sachlichen Gesichtspunkten. Freunde der Mission und Geistliche, welche Missionsstunden halten, Missionsfeste anordnen, werden diese Sammlung ebenso dankbar aufnehmen, als sie sich freuen werden über den Reichthum, welchen die singende Gemeinde auch an dieser Sammlung von Liedern besitzt.

Liebesgaben

- sind eingegangen und werden mit herzlichem Danke bescheinigt:
- Von Blankenloch: Von J. L. für äußere Mission 1 fl., von ebendieselben für den treuen evangelischen Geistlichen bei Paris 1 fl., von A. Sch. für die Geistlichen bei Paris 2 fl. 42 kr., für das Waisenhaus in Jerusalem 2 fl. 30 kr., Christona 1 fl. 30 kr., die evang. Mission in Lyon (an Fr. Mayer) 1 fl., zus. 9 fl. 42 kr.
 - Von Fr. S. für die evang. Missionsgesellschaft in Paris 10 fl. 30 kr., den evang. Warrer in der Nähe von Paris 3 fl. 30 kr., die deutsche evang. Gemeinde in Lyon (Fr. Dr. Mayer) 3 fl. 30 kr., Neuhof bei Straßburg 3 fl. 30 kr., zus. 21 fl.
 - Von U. für die Gemeinde des Fr. Dr. G. Mayer in Lyon — Witte im Kirchen- und Volksblatt Nr. 12 — 4 fl.
 - Durch Fr. J. in Graben von Ungenannt für die Herberge zur Heimath und Mägdeherberge je 4 fl., zus. 8 fl.
 - Durch Fr. Bauer in Wiesloch von R. N. für das Rettungshaus Schreiberhan in Schleien 4 fl.
 - Von Ungenannt für St. Christona 5 fl., von Ungenannt für dieselbe 1 fl., zus. 6 fl.
 - Von D. Rev. Kratt in Karlsruhe für Niefernburg 4 fl.
 - Von Fr. Wdt. in Gernsbach für das Diakonissenhaus 2 fl., Herberge zur Heimath, Dinglingen, Tülingen und Colportage-Verein je 1 fl., für den Neuhof bei Straßburg 1 fl. 10 kr., zus. 7 fl. 10 kr.
 - Von A. in D. für den Neuhof bei Straßburg 2 fl., Hardthaus bei Karlsruhe, Rettungshaus in Tülingen und Mägdeherberge in Karlsruhe je 1 fl., zus. 5 fl.
 - Von M. A. aus W. an die Rettungshäuser Dinglingen, Hornberg, Tülingen, Weinheim, Niefernburg je 6 fl., sodann das Waisenhaus in Jerusalem 8 fl., Christona 5 fl., Missions Kinder 5 fl., Herberge zur Heimath 6 fl., Mägdeherberge 6 fl., zus. 60 fl.
 - Von Ungenannt für das Diakonissenhaus 2 fl. 45 kr.
 - Für das Diakonissenhaus aus Gondelsheim 5 fl.
 - Durch Fr. Schud in Dossenheim für das Waisenhaus in Jerusalem: Von der Kinderschule in Sinsheim 1 fl. 45 kr., J. M. in Eichersheim 1 fl., R. N. in Eichersheim 2 fl., Ungenannt in Steinsfurt 1 fl., zus. 5 fl. 45 kr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Friedrich Gutsch.

Unsere Frühjahrs-Conferenz soll, so Gott will, Mittwoch den 26. April d. J. stattfinden. Hr. Pfarrer Schuster, Agent der südwestdeutschen Konferenz für innere Mission, wird die Verhandlungen über das Thema: „Welcher Gewinn ist der Kirche aus dem letzten Kriege erwachsen?“ einleiten. Versammlungsort: Das Amalienbad in Durlach. Anfang der Konferenz: Vormittags 10 Uhr. Geistliche und Nichtgeistliche, welche auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehen, sind freundlich zur Theilnahme eingeladen.

J. R. d. C.:
A. Zimmermann, Stadtpr.

Mittheilung.

In Folge der immer noch unangenehmen Gesundheitsverhältnisse in unserer Gegend sind wir genöthigt, das am 7. Mai stattfindende Jahresfest des Schwarzwälder Rettungshauses auf unbestimmte Zeit zu verschieben.

Hornberg, 20. April 1871.

Der Vorstand.